



# Der Taubenmann

Florian Pfänder



Selfwritten-Stories

*Ein bisschen Freundschaft*

*ist mehr Wert*

*als die Bewunderung der ganzen Welt!*

*(Otto von Bismarck)*

„Na mein kleiner Freund? Wie geht es dir heute?“,

flüsterte er um seinen kleinen Freund nicht aufzuschrecken, während er sich behutsam und mit leichtem Knacken in seinen angespannten Knochen auf die Parkbank sinken ließ.

„Ist hier noch frei? Oder erwartest du heute noch anderen Besuch als mich?“,

fügte er mit einem leichten Schmunzeln in seiner Stimme hinzu, während sein Körper die Kälte der morgendlichen Parkbank aufnahm. Jetzt im Morgengrauen, während die letzten Straßenlaternen erloschen, die Sonne allmählich das nächtliche Kleid des Firmaments mit morgenroten Streifen durchzog und die ersten Menschen sich in seiner Nähe rührten, fühlte sich der Wind noch unangenehm auf seinem zerfurchten Gesicht an. Doch das würde sich in ein paar Stunden wieder bessern. Dessen war er sich sicher und wie jeden Tag konnte er hier ruhig sitzenbleiben und Mutter Natur bei ihrer Arbeit zu sehen.

Ein flüchtiger Seitenblick nach rechts verriet ihm, dass sein kleiner Freund sich noch immer mit ihm die Sitzfläche teilte. Er erwartete keine Antworten auf seine zuvor gestellten Fragen.

„Wie denn auch?“,

hakte er unbewusst nach. Sein bester und einziger Freund war schließlich eine Taube! Eine gewöhnliche Straßentaube, die die meisten Passanten, die an ihnen vorbeikamen mit argwöhnischen Blicken aus ihren gutbetuchten Augen anstarrten und am liebsten mit einer Drohgebärde verscheucht hätten. Doch das ließ er nicht zu. Niemals! Schließlich war sie das einzige soziale Wesen, was ihm auf dieser lieblosen Welt geblieben war! Er erinnerte sich noch gut daran, wie er damals nach seiner Rückkehr aus Vietnam durch die Straßen nach einer helfenden Hand und einem gutgemeinten Wort auf den Lippen geirrt war.

Dieselben Straßen von denen er nur wenige Jahre zuvor Jubelchöre und stehende Ovationen für seine selbstlose Entscheidung erhalten hatte sich dem drakonischen Vietcong im Vietnamkrieg zu stellen. Ein sinnloser, amerikanischer Stellvertreterkrieg, von dem keiner unverändert zurückkehren sollte! Und genauso war es gekommen. Das amerikanische Volk, ohnehin schon gedemütigt durch die erste, große Niederlage auf internationaler Bühne, hatte ihre heimkehrenden Helden nicht mehr länger – wie einst nach dem Ende des zweiten Weltkriegs – als ehrwürdige Veteranen behandelt, sondern sie vielmehr als Zielscheibe für alle Enttäuschung und Demütigung missbraucht.

„Da dient man einmal dem Volk und schon hat man sein Leben lang ausgedient!“,

hatte er oft nachts gegen die Zimmerdecke seines spärlich möblierten Zimmers der Hilfseinrichtung gebrüllt, welches er seit seiner Rückkehr bewohnte.

Was konnte er schon dafür, dass einer dieser Vietnamesen ihn damals im tiefen Dschungel mit einem Scharfschützengewehr am linken Bein getroffen hatte, so schwer, dass dieses fortan ein Leben lang untauglich war. Diese Frage hatte er sich oft gestellt und am liebsten hätte er sie auch gerne gegenüber seines ehemaligen Vermieters einer schicken Dachgeschosswohnung oder seines einstigen Arbeitgebers einer unscheinbaren Baufirma geäußert. Aber deren Blick mit welchen sie seinen verkrüppelten Körper damals bedacht hatten, verriet ihm dasselbe, was ihm die Blicke der meisten Passanten heute verrieten. *Unverständnis!* Als wollten sie ihm durch ihre Blicke hindurch sagen, dass es seine und die Schuld seiner Kameraden gewesen war, weshalb sie zum ersten Mal in der illustren Geschichte des Landes ohne Grenzen einen Krieg verloren hatten.

*„Hättet ihr euren Job damals richtig gemacht, dann...“*,

schiene diese Blicke immer zu bedeuten.

Aber was hätte ein amerikanischer Soldat oder gar eine ganze Bataillon der besten Marines schon gegen diese Vietnamesen auf fremdem Terrain ausrichten können? Diese schmallidrigen Zeitgenossen waren dort schließlich Zuhause gewesen, sie nicht! Sie hatten mit einer ihnen völlig fremden Umgebung, den höheren Temperaturen und dem unbeständigen Wetter zurechtkommen müssen. Kein Militärtraining der Welt konnte einen unerfahrenen amerikanischen Rekruten darauf vorbereiten, aber klar es war *ihre Schuld!* Und so hatte es ihn einst, beraubt von jedwedem sozialen Kontakt, ohne wirkliche Bleibe und ohne jegliche Perspektiven mit einem unnützen Bein und auf Krücken fortbewegend mit dem Tempo einer Schnecke, hierher zu eben dieser Parkbank verschlagen. Genau wie heute hatte er sich damals mühsam auf die schäbige Holzbank gesetzt und zugesehen wie der Tag allmählich anbrach, ehe sie kam. Die Taube! Dieselbe Taube, welche nun zutraulich neben ihm gurrte.

Er erinnerte sich noch gut, wie sie damals mit atemberaubender Schnelligkeit von einem naheliegenden Hausdach durch die Luft gebraust war, hier und da eine schwindelerregende Pirouette durch die dichten Kronen der Kastanienbäume des Stadtparks drehte und sich schließlich neben ihm auf der Parkbank niederließ. Zuerst hatte er ein überraschtes Quicken von sich gegeben und war der festen Überzeugung, dass das kleine Tier sich nur mit ihm abgab, da es Nahrung in seinem alten, ausgetragenen Mantel vermutete. Als er der Taube jedoch mit trauriger Miene bewies, dass sich nicht mal der kleinsten Krümel in seinen Manteltaschen befand, war er nicht minder überrascht gewesen, als das Tier dennoch beschloss bei ihm zu bleiben. Es blieb leise gurrend neben ihm sitzen und bedachte ihn mit glühenden, schwarzen Knopfaugen, die mehr Herzlichkeit ausstrahlten, als er sie in den letzten Jahren von seinen menschlichen Zeitgenossen erfahren hatte!



*„Tiere wissen eben, wann es einem lieben Menschen schlechtgeht!“*,

hatte er sich damals gedacht, als er das kleine Tier aus ebenso freundlichen Augen betrachtete. Seit diesem schicksalshaften Tag war er ständig hierhergekommen. Genaugenommen hatte er keinen Tag ohne seinen kleinen Freund ausgelassen! War sie nicht schon da und wartete bereits leise gurrend auf ihn, so stieß das mausgraue, liebenswerte Geschöpf dann hinunter, wenn er sich auf die harte Parkbank quälte, und begrüßte ihn mit aufgeregtem, animalischem Gebrabbel. Ganz so, dachte er dann immer, als müsse es mir von seinen gestrigen Erlebnissen erzählen. Danach saßen sie dann immer – wie auch heute – stillschweigend auf der Parkbank – er stets rechts, die Taube links – atmeten tief die Morgenluft ein und aus und betrachteten die vorbeigehenden Passanten.

Ausnahmslos alle, die an ihnen vorbeistoben, egal ob sie bügelglatte Anzüge trugen, schmutzbefleckte Fabrikkleidung oder anmutende Rüschenkleider, sie alle bedachten ihn mit ihrem verständnislosen, verurteilenden Blick. Als wollten sie alle eintönig im Chor zu ihm sagen:

*„Es war deine Schuld!“*

Doch sie brauchen ihm nichts sagen! Sie brauchten ihre verurteilenden Stimmbänder nicht dehnen um ihr *Unverständnis* zu äußern! Und sie mussten ihm schon gar nicht mitteilen, wie sonderbar diese Konstellation zwischen einem verkrüppelten Mann und einer abscheulichen, krankheitsverbreiteten Stadttaube war!

*„Aber schwere Zeiten, erfordern nun mal schwerwiegende Abstriche!“*,

murmelte er in das Innenfutter seines Mantels und die leise, gurrende Zustimmung seines kleinen Freundes bestärkte ihn in seiner Aussage.

Mehr noch, plötzlich richtete er sich auf – soweit sein lädiertes Bein es ihm erlaubte – und starrte mit böse funkelnden Augen einer besonders verächtlich dreinblickenden, jungen Frau hinterher, die ihr strohblondes Haar zu einem frommen Dutt gebunden hatte und einen asphaltgrauen Hosenanzug trug.

„Bestimmt eine Sekretärin, eine einfache Büromaus!“,

vermutete er, während sie naserümpfend an ihm und seinem besten Freund vorüberging. Doch so einfach wollte er sie nicht entkommen lassen. Mit gutturalem Glucksen erhob er plötzlich seine Stimme so laut und einvernehmlich, sodass die junge Frau stehenblieb und ihn aus angstgeweiteten Augen unsicher anstarrte.

„Nun schau dir dieses junge Gör an, mein kleiner Freund! Stapft einfach so an mir vorbei und hat nichts Besseres zu tun, als in der seelischen Wunde eines ausgedienten Militärveterans mit ihrem abfälligen Blick herumzustochern! Falls es ihnen noch nicht aufgefallen ist, Verehrteste, so gebe ich ihnen gerne diese kleine, aber fundamentale Lektion mit auf ihren Weg ins Büro! Auch ich als mittelloser Straßenpenner – wozu mich diese undankbare Gesellschaft gemacht hat – habe Gefühle, die verletzt werden können, auch ich habe Augen, die die Ungerechtigkeit – die sie mir so gleichgültig an den Kopf werfen – sehen können und auch ich habe einen Kopf, der noch genug Grips Inne hat, um zu erkennen, wann diese Welt und vor allem sie mich nicht verdient haben! Kommen sie einmal in meine Lage, sehen sie die Welt einmal so wie ich sie sehen muss, sie biedere Masthenne, sie Möchtegernfrüchtchen, und durchleben sie einmal den Alltag so wie ich ihn leben muss!

Wenn sie dann noch immer abfällig andere Leute anstarren und auf jedermanns Leid herabschauen können, dann erlaube ich es ihnen, aber so nicht! Denn jedes Leben ist kostbar!“

Alles brach nun aus ihm heraus. Die Wut über die Undankbarkeit der amerikanischen Gesellschaft, die Enttäuschung über deren Unverständnis und die bittere Erkenntnis darüber, wie sie ihn alle mit ihren verurteilenden Blicken straftten! Wie sie ihn auf ein Vergehen, auf *seine Schuld* hinweisen wollten, obwohl er doch nichts verbrochen hatte! Wie zur Bestätigung seines Wutausbruchs, flog die kleine Taube auf seine schwächliche Schulter, schmiegte sich kurz und innig an seine vor Zorn pochende Halsschlagader und fauchte dann ebenso mit einem Markerschütternden Schrei die verdutzte, junge Frau an.

Als er mit seiner Schimpftirade geendet und sich auch die Taube ein wenig beruhigt hatte, welche die Frau jedoch noch immer hasserfüllt aus ihren kleinen, schwarzen Knopfaugen anfunkelte, streichelte er kurz über das Gefieder seines besten Freundes – *seines Seelenverwandten* – und fügte leicht heißer in Richtung der verstörten Frau hinzu:

„Komm mein Freund, wir gehen! Wenn diese Alltagstrottel uns nicht wertschätzen können, dann brauchen wir sie auch nicht!“

Er machte sich zum Gehen, wandte sich theatralisch um und stolzierte so gut sein nutzloses Bein es ihm zuließ mit seinem besten Freund – welcher noch immer bequem auf seiner Schulter saß – davon. Die Frau stand noch immer fassungslos über das soeben Geschehene da und wusste nicht so recht, was sie nun tun oder sagen sollte.

Fast glaubte er, dass die Frau nun Herbeieilen, ihn versuchen würde zu stützen, ihm unter die schlaffen Arme greifen würde und sich vor allem bei ihm zu entschuldigen versuchte. Aber er brauchte sich nicht! Er brauchte nicht ihr gekünsteltes Mitleid und schon gar nicht ihre geschauspielerte Freundschaft! Denn wahre Freunde – das wusste er seitdem er seinen besten Freund in einer gewöhnlichen Taube gefunden hatte – halten auch dann zu dir, wenn es dir am schlechtesten geht und wenn du nichts mehr zu bieten hast außer dich selbst! Mit dieser Erkenntnis gab er seinem besten Freund einen kräftigen Kuss auf seinen kleinen Kopf, welchen dieser mit einem zärtlichen Kniff in seine linke Wange erwiderte, und wankte in die morgendlichen Häuserschluchten davon.